



Es ist die schönste und traurigste Liebesgeschichte aller Zeiten. Nicolas Batthyany und Judith Cuénod spielen Romeo und Julia, als wär die Ewigkeit nur ein Moment.

Toni Suter

Wo Julia ist, ist auch der Himmel

THEATER Die Sonne scheint, verhüllt vor Weh, zu weilen, kurz: Es regnet in den Himmel der Liebe hinein. Das Theater Kanton Zürich zeigt «Romeo und Julia» von Shakespeare. Premiere hatte das Freilichtspiel in Dietikon.

Vor Shakespeare kommt der Cervelat. Die Cervelats heissen hier Salsicce, und Risotto alla Milanese gibt es in der Theaterbar des Kirchgemeindehauses auch. Schliesslich war man in Dietikon an diesem Mittwoch quasi in fair Verona. Denn das Theater Kanton Zürich führte hier Shakespeares Drama «Romeo und Julia» auf. Es ist die schönste und traurigste Liebesgeschichte aller Zeiten, wie es immer heisst.

Es war auch eine sehr schöne Premiere des Freilichtspiels, auch wenn der Himmel an diesem Abend nicht mitspielte, er war grau verhängt. Deshalb fand die Vorstellung im Saal statt und nicht auf der Kirchhalde – was der Liebe zum Theater aber keinen Abbruch tat.

Denn es ist immer ein Fest für einen Ort, wenn das Theater Kanton Zürich mit einem Stück zu Besuch kommt. Man spielt dann grosse Welt, mit allem Drum und Dran, das es dazu braucht. Nicht zuletzt hellte der Romeo-und-Julia-Drink die Gemüter schon im Voraus auf. Die Decke über der Bar war voller rosa Herzen – der Shakespeare-Himmel war an diesem Tag über Dietikon.

Kein Anschluss unter dieser Telefonnummer

Die Aufführung beginnt dann mit dem Tod einer Wassermelone. Stefan Lahr als Benvolio haut sie auf einen Streich entzwei, und von nun an sind die beiden Welten geschieden. Die Bühne von Beni Küng zeigt dieses Ordnungssystem und ist auch das Gerüst für die Geschichte. Auf der einen Seite steht das C für die Capulets, auf der anderen das M für die Montagues. Dazwischen hat der Regisseur Manuel Bürgin, der für das Theater Kanton Zürich schon «Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie» und «Dracula» inszenierte, ein Telefon hinhängen lassen. Romeo wird von hier seine Julia antelefonieren. Aber sonst gibt es keine besonders gute Verbindung zwischen C und M. Es sind verfeindete Familien.

Noch bevor ein Capulet oder ein Montague auf der Bühne steht, ist Sandro Corbat, der Musiker, schon da. Ihm hat Manuel Bürgin ein Gehäuse in der Bühnenwand zugewiesen. Feingliedrig, mit High Heels an den Füßen und einer Federboa um die Schultern sitzt Corbat da – durch und durch eine shakespearische Figur. Er schaut die Menschen an, wie sie in seine Welt kommen und auf ihrem Gebiet, für das sie einen festen Plan haben, zu spielen beginnen. Die Musik lässt auch hören, was über die Grenzen dieser Gesellschaft hinausgeht. Es ist der Moment, wenn die Herzen zu heiss werden und dann auch wieder zu schnell erkalten. Es sind die Romeo-und-Julia-Momente.

Corbat begleitet das Stück mit seiner ätherischen Präsenz – und nimmt manchmal auch einige Menschen aus dem Spiel.

Mercutio ist so einer, der die Pause nicht erlebt, er wird, als Roméos Freund, von Tybalt's Dolch gestreift – und stirbt. Andreas Storm stirbt seinen Tod. Er hat im Stück bis zu diesem Punkt ein eher vorlautes Leben gehabt. Je-

«Die Aufführung beginnt mit dem Tod einer Wassermelone, Benvolio haut sie auf einen Streich entzwei. Von nun an sind die Welten geschieden.»

des Wort reimt sich da irgendwie auf Sex. Kein anderer kann aber auch über das Sterben so gut sprechen wie Storm. «Fragt morgen

nach mir, und ihr werdet einen stillen Mann an mir finden.» Zuletzt ist das Sterben eben ein Witz – wie so vieles im Leben dieser Figuren.

Tybalt ist gegen Mercutio ein Strich, er gibt sich so gestählt wie sein Dolch. Brencis Udris spielt diesen Schlägertypen, der auf der Capulet-Seite auf Randal aus ist – aber auch er geht vor der Pause. Es ist ein Abgang mit Ansage: Die Liebe zwischen Romeo (aus der M-Fraktion) und Julia (C), die sich eben an einer Party kennen gelernt haben, darf nicht sein.

Aber auch die, die bleiben, können am Lauf der Dinge nichts ändern – ob sie wollen oder nicht.

Jedenfalls: Sie alle spielen ihren Part gut. Vera Bommer als Mutter von Julia: umwerfend in ihrer Erscheinung, sehr cool als Sängerin, fast unnahbar mit ihrer Halskrause, sie hält Distanz zu allen und allem. Gerrit Frers ist der Mann an ihrer Seite, er trägt manchmal die Halskrause unter dem Bauch, was wie ein Statement zum Zustand seines Capulet

ist. Überhaupt sind die Kostüme von Diana Ammann sehr sprechend und passend zum Shakespeare-Theaterhaushalt heute: Neben den obligaten Stichwaffen gehören zum Waffenarsenal auch Zapfenzieher und Sparschäler.

Christoph Rath und Suly Röthlisberger gehören zu den Botenträgern der Geschichte. Er als Bruder Lorenzo (im Udo Lindenberg-Look), sie als Amme (ein heimliches Zentrum der Vernunft) versuchen zwischen den Fraktionen zu vermitteln – vergebens. Die Liebe in diesem Spiel ist zwar gross. Aber mit einer nicht funktionierenden Post kommt die Botschaft eben nicht an. «Fuck», sagt dazu der fromme Mann.

Sie können einfach nicht voneinander lassen

So bleiben in dieser Gesellschaft Romeo und Julia ganz für sich, im Leben und auch im Tod. Manuel Bürgin hat ihnen ein Extragebiet zugewiesen, es ist die Nische in der Bühnenmitte, gleich überhalb des Telefons. Dieser Raum hat, von aussen gesehen, das Format eines supergrossen Fernsehers. Von innen ist er ein Traum.

Im imaginären Full HD spielen quasi Nicolas Batthyany und Judith Cuénod den Romeo und die Julia. Es ist ihre Sendung. Sie haben nur Augen für sich, seit sie sich auf der Party begegnet sind – und nicht wussten, wer der andere ist. Es ist manchmal wunderbar kindisch, was die zwei so tun. Sie können einfach nicht voneinander lassen. Und sagen sich Sachen, die sonst niemand sagt, zum Beispiel, dass dort, wo Julia ist, der Himmel ist.

Auch wir haben so den Shakespeare-Himmel an diesem Abend gesehen. Auch wenn die Geschichte so traurig endet, wie sie immer endet. Und vielleicht haben Romeo und Julia dann ja auch später nach dem ganzen Shakespeare mit all den anderen Salsicce gegessen. Und mit einem Romeo-und-Julia-Drink auf sich angestossen. Cin cin. *Stefan Busz*

Romeo und Julia. Theater Kanton Zürich. Auf dem Kirchplatz in Winterthur vom 29. Mai bis 1. Juni, dann Aufführungen im ganzen Kanton.



Die andere Seite der Liebe. Romeo haut Tybalt (Brencis Udris) in Stücke.

Toni Suter

Die Siebte auf einen Streich

TONHALLE David Zinman hat Zürich zur Mahler-Stadt gemacht. Und sie bleibt es. Ein strahlender Beweis war die Aufführung der Siebten mit Bernard Haitink am Pult vor vollem Saal.

Die Begeisterung war gross, als nach 80 Minuten und einem letzten überwältigenden, alles übersteigenden Crescendo der kurze abgesetzte Tutti-Schlag effektvoll den Schlusspunkt von Mahlers 7. Sinfonie gesetzt hatte: Das Tonhalle-Orchester und Bernard Haitink hatten sich tatsächlich die letzten Reserven aufgespart für diesen Schlusseffekt, und das Fantastische daran war, dass man gar nicht merkte, wie viel Ökonomie zuvor gewaltet hatte.

Auf Sparflamme wirkte nämlich nichts an diesem Abend, und die Siebte von Mahler ist ja wohl die, die am wenigsten von einem inneren Programm und am meisten von Effekten lebt, von brachialen und von koloristisch feinen. Alle traten sie prägnant in Erscheinung und fügten sich, von Haitink wunderbar zugespitzt und austariert, zum Ganzen jener letzten Sinfonie der mittleren, rein instrumentalen Trias, die in der Mahler-Rezeption am meisten umstritten ist, sich an diesem Abend aber keine Einwände gefallen lassen musste.

Ein Kaleidoskop

Das Tenorhorn eröffnet die Sinfonie mit grosser Gebärde und mit einem Paukenspektakel beginnt der letzte Satz. Die beiden Rahmensätze haben ihre furiosen Höhepunkte, der erste schliesst auch ein sublimales Hochplateau ein, der letzte behäbige Festfanfaren. In den Mittelsätzen gibt es zarte Klanggespinste, mit Mandoline und Gitarre, mit lauschigen Hörnern und süsser Solovioline, und im Scherzo-Satz dazwischen huschen spukhaft Klänge vorbei. Kurz: Im Spiel ist bis hin zu den Herdenglocken das ganze instrumentale Arsenal des Komponisten, der nach der tragischen 6. Sinfonie offenbar beim gleichmässigen Ruderschlag auf der Fahrt über den Wörthersee den Musikanten in sich wieder entdeckte und sein Schaffen von den Anfängen bis zur Katastrophe vorübergleiten lassen konnte.

Als Kaleidoskop bezeichnet Bernard Haitink die Sinfonie, und als solches gab er sie bunt, schildernd, in allen Aspekten die Spielenden und das Spielerische herausstellend, ohne sich selber auszustellen. Die Fragen um die ominöse Positivität erübrigten sich im Fokus auf das gelöste Musizieren und die Kostbarkeit und Virtuosität der Klangarbeit des Tonhalle-Orchesters. Dieses ruht auf seiner grossen Mahler-Erfahrung offenbar nicht aus, sondern treibt sie hellwach weiter.

Herbert Büttiker

In Kürze

FILMFEST CANNES Das Drama eines Flüchtlings

Der französische Regisseur Jacques Audiard hat im Wettbewerb von Cannes sein Flüchtlingsdrama «Dheepan» vorgestellt. Es erzählt von einem Mann, der aus Sri Lanka nach Frankreich flieht. Audiard feierte 2009 einen grossen Erfolg am Festival in Cannes. Damals begeisterte sein eindringliches und radikales Gefängnisdrama «Un prophète» die Kritiker. *dpa*